

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1931

22.3.1931 (No. 12)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

20. Jahrg. No 12



22. März 1931

N. Krauß / Schwäbischer Literaturbrief

Seinen zwei früheren schmalen Gedichtbändchen hat Max Neuschle vor kurzem ein drittes folgen lassen: „Begrenzung“ (München bei Georg Müller). Kein Buch leichter und froher Lieder: schwere, oft dunkle Klänge aus ernster Zeit. Los der Begrenzung! Aber doch starkes Glücksgefühl im Gedenken an sein Haus auf der Höhe, wohin der harte Lärm des Lebens nicht dringt, oder im Aufleuchten südlichen Bauerns.

Ich habe die Gärten des Südens gesehn,
Von Blüten und Früchten schwer.
Ich habe Wälder von Palmen gesehn,
Hochwehend über dem Meer.
Ich habe fremder Länder Sein
Getrunken tief in mein Blut —
Nun ist die leuchtende Erde mein,
Und meine Seele ruht.“

Das Unbegrenzte aber liegt jenseits des Irdischen: in der wahnwütigen Erlösung des heiligen Buddha“ oder im Gnadenstrom der uns wie Kette dem Geiste, der Liebe und dem Lichte öffnenden Pfingsten. Neuschle hat sich und darum auch uns etwas zu sagen, wenn schon sein poetischer Atem nicht eben lang und seine Gestaltungskraft nicht groß ist.

In August Sämmles Sammlung „Schwäbische Volkslieder“ hat Erich Seemann eine zweite Reihe der „Volkslieder in Schwaben“ (Verlag Silberburg, G. m. b. H., Stuttgart) herausgegeben. Die erste ist von Sämmle selbst besorgt worden. Die hundert Lieder und Liedlein des neuen Bändchens sind unmittelbar aus dem Munde des Volkes aufgezeichnet, und die beigegebene Melodie hat Seemann an den verschiedensten Orten von dazu angeworbenen Vorsängern beiderlei Geschlechts erlernen lassen. Auf diese Weise ist die Echtheit der Ueberlieferung, wie sie sich bis heute im Schwabenlande lebendig erhalten hat, gesichert worden. In den Anmerkungen werden die Nachweise über ältere Fassungen, soweit solche vorhanden, erbracht. Ein verdienstvolles Unternehmen, für das mit dem Herausgeber allen daran Beteiligten Dank gebührt.

Aus einer Mischung von Versen und Prosa besteht das Bändchen „Efeu und Immergrün“ von Emma Haase (Druck von Gustav Maier, Schramberg). Die Schwarzwaldluft atmen den netten Stimmungsbilder und Skizzen sind aus Jugenderinnerungen der Verfasserin oder aus Schrambergs Vergangenheit geschöpft, alte Sitten und Bräuche auffrischend, wunderliche Klänge bewahrend. Die gemütvollen Gedichte sprechen leicht an und verraten beträchtliche Gewandtheit. Schimmern die Vorbilder von Uhland, Kerner und Schwab bis auf Christian Wagner-Warmbronn manchmal durch, so hat sie sich doch guten Führern anvertraut. Als Probe diene:

Zustichlos.

Ein Schloß ist mein, so wunderbar und schön,
Wie du auf Erden keines je gesehn:
Aus lauter Himmelsblau und Sonnenglanz
Sind Dach und Wände rings gefügt ganz.

Die Treppen sind aus Mondensilberglanz,
Die Fensterbogen sterneneingefast,
Und im Portale steht in Märchenpracht,
Das, ach, so lang ersehnte Glück und Licht.

Anderer Art ist die von Karl Bollmüller liebevoll eingeleitete Gedichtsammlung „Ein Leben“ des aus Stuttgart gebürtigen Alfred Stirm (Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart, Berlin und Leipzig). Nicht magische Träumerei bezeichnet diese späte lyrische Gabe eines Fünfzigers, sondern hohe Geistigkeit. Keine weichen, die Sinne einflussenden Rhythmen, aber gehaltvolle Töne, die sich dem Inhalt streng anpassen wie die gewachsene Haut dem Leib. Gedichte, die mehrere Jahrzehnte eines Kämpfers umspannen, dem das Leben unvernarbte Wunden geschlagen hat. Und der gelernt hat, seinen Weg abseits von der breiten Heerstraße der Massen zu suchen. Der, von mancherlei Zwiespalt des Denkens hin- und hergerissen, im Schmerz um die verlorene Gattin die Einheit des Fühlens gefunden hat. Man höre:

Lieblich, seit du fortgegangen,
Ist die Welt mit Flor verhangen,
Wand! ich zwischen Kerkerwänden.

Bunter Schein dringt in die Augen,
Aber alles will nichts tangen:
Sehne mich nach deinen Händen,
Die mir übers Haar gestrichen,
Bis die Schmerzen langsam wichen,
Bis ich kam zur Ruh.

Immerzu muß ich nun klagen,
Immer, immer muß ich fragen:
Warum gingest du?“

Gereizten Männern und Frauen gibt dieses poetische Lebensbuch eines Gereizten nicht wenig.

Eine große, freudige Ueberraschung hat Hermann Hesse's Erzählung „Narziss und Goldmund“ (E. Fischer Verlag, Berlin) den vielen bereitet, die von seinen letzten Darbietungen enttäuscht waren. Gewiß steckt auch in diesem neuen Buche viel des Problematischen, viel von des Dichters eigenen dunklen Sehnsüchten; aber alles ist künstlerisch gebändigt, und von der persönlichen Bitterkeit einer zerrissenen Seele ist nichts mehr zu spüren. Die seit Urbeginn der Menschheit beherrschenden Gegensätze von Geist und Welt, Sinnentau und Entsagung, Phantasie und Verstand, Kunst und Wissen bilden das Thema des Romans. Sie sind Fleisch und Blut geworden in zwei innig befreundeten Gestalten: einem mit dem ganzen Aufgebot seiner Willenskraft strengster Selbstzucht angewandtem Abt ist als Gegenpol und Ergänzung ein lebenswürdiges, durch nie erlöschende Kindlichkeit alles bezaubernder Leichtfuß gegenübergestellt: dem Denker der Tränmer und Dichter, dem Verzichtenden, der sich hemmungslos der Fleischeslust hingebende. Nicht jedem möchte es ratsam sein, sich so tief auf rein sinnliche Schilderungen einzulassen. Aber Hesse dürfte es wagen, weil er es

künstlerisch verantworten kann, und weil selbst die bedenkllichsten Situationen von der Zartheit seiner Sprache einen gewissen Adel empfangen. Und er kann seinen von den Frauen verhässelten und ihre Günst sorglos nehmenden Goldmund damit rechtfertigen, daß aus der Beiseelung der Sinnlichkeit die Kunst entsteht. Im Kloster seines treuen Nazih, von dem er ausgegangen, nach abenteuerlichem Bagabundenleben geborgen, erfüllt Goldmund als Bildhauer sein Künstlerium, bis es ihn fortreibt zu neuer Irrfahrt, von der er als ein dem Tod Geweihter heimkehrt. — Die Erzählung spielt irgendwo in irgend einer vergangenen Zeit. Je weniger sie Hesse mit historischem und kulturhistorischem Kram beschwert hat, um so düstiger wirkt die romantische Atmosphäre, die sie umgibt. In klarem und unverfälschtem, aber doch ungemessen modulationsreichem Rhythmus einer melodischen Sprache fließt sie ungehemmt dahin und gehört so zu den schönsten Dichtungen, die seit Goethes Tod geschrieben worden sind.

Hesse hat ferner seiner Novellensammlung „Diesseits“ vom Jahre 1907 eine neue Gestalt gegeben (S. Fischer, Verlag, Berlin). Hat aus andern Bänden drei Stücke hinzugefügt und dem damit auf acht Erzählungen angewachsenen Buch eine Neuordnung angebeihen lassen. Auch sind die Texte revidiert worden. Stärkere Eingriffe wären vom Ueberflus, sogar vom Uebel gewesen. So hat sich der Dichter darauf beschränkt, da und dort zu kürzen, wobei auch manche Stellen gefallen sind, die ihm von seinem heftigen Standpunkt aus zu sentimental erscheinen mochten. Diese Erzählungen des jungen Hesse, in denen das Schicksal gemeistert oder doch als Notwendigkeit hingenommen wird, haben in ihrer klaren und lichten Einfachheit von ihren sanften Reizen noch nicht das Geringste eingebüßt.

„Geschichten für große und kleine Leute, die Tiere lieb haben.“ So umschreibt die Stuttgarterin Hedwig Lohs ihr von Franz Koubal mit freundlichen Bildern ausgestattetes Erinnerungsbuch „Die Arche Noah“ (bei Friedrich Andreas Perthes, Stuttgart). Liebliche Blumen sind es, die sie da aus dem Garten ihrer Jugend gepflückt hat. Seit früher Kindheit war sie von der Leidenschaft befaßt, sich zu umgeben mit allerlei Tieren, mit kriechenden, springenden, fliegenden. Die ihr nicht bloß zum eiteln Spiele dienten, sondern die sie liebe- und verständnisvoll hegte und pflegte. Bis ihr zur Belohnung der Wunderhund Topy geschenkt wurde, der sich aufs Rechnen und Denken versteht. Frisch und munter wird das alles erzählt, und die phantasiebegabte Verfasserin weiß da, wo es am Platz ist, auch den rechten Märchentönen zu treffen. — In seinem dritten Geschichtenbändchen „Heiligenbrunn“ bewährt sich Gustav Weißhardt von neuem als guter volkstümlicher Erzähler (im Quell-Verlag Stuttgart).

Die derzeit mit löblichem Eifer betriebene schwäbische Ahnenforschung hat wiederum ein beachtenswertes Ergebnis geliefert. Konrad Vaut, Bürgermeister und später Vogt von Cannstatt, am 11. Dezember 1516 auf dem Stuttgarter Marktplatz wegen angeblichen Hochverrats enthauptet, entpuppt sich als Stammvater zahlreicher Berühmtheiten, und zwar noch in größerem Umfang als die ehrwürdige schwäbische Stammutter Regina Bardili. Natürlich könnte mit demselben, wenn nicht noch mit besserem Recht Konrads Vater Johann Vaut, Schultheiß von Ruffenhau, für diese Rolle ansersehen werden. Konrads Sohn, Dr. Johann Vaut, begreiflicherweise der Gegner Herzog Ulrichs, der an seinem Vater so etwas wie Justizmord begangen hatte, gelangte während der österreichischen Zwischenherrschaft als einer der Regimentsräte zu Ansehen. Er wurde mit fünf Brüdern von König Ferdinand in den erblichen Adelsstand erhoben. Johann

starb 1549 kinderlos, und der Vautsche Mannestamm scheint überhaupt bald ausgestorben zu sein. Um so fruchtbarer erwiesen sich die weiblichen Familienglieder. Durch sie ist Konrad, bezw. Johann Vaut der Ältere zum gemeinsamen Stammvater der Dichter Schiller, Hölderlin, Uhland, Hauff, Mörike, Waiblinger, Gerock, Ludwig Frick des Heilheifers Bischof, des Philosophen Schelling, des Nationalökonom Gustav Schmoller und mancher andern wenn nicht berühmten, so doch im Lande Württemberg angesehenen Persönlichkeiten geworden. Das Verdienst dieser Entdeckung darf Richard Vauxmann für sich beanspruchen, der im dritten Heft der Schriften des Vereins für Württembergische Familienkunde (Verlag von A. A. Müller in Stuttgart) alles Wissenswerte über die Familie Vaut zusammengetragen hat.

Der selbe Autor bietet uns in zweiter, vermehrter Auflage (beim Justus-Kerner-Verein e. V. und Frauenverein Weinsberg) ein hübsches Sonderkapitel schwäbischer Dichtung dar: „Weinsberg im Munde der Dichter und Sänger“. Dreimal hat das freundliche Städtchen seine Senation gehabt: zuerst, als die treuen Weiber der Sage nach ihre totgeweihten Männer auf dem Budel den Burgberg hinabschleppen; dann in den Schreckentagen des Bauernkrieges; zuletzt durch Justus Kerner und sein nicht bloß für Medien und Geispenster gastliches Haus. Alle drei Perioden sind von zahllosen Dichtern, kleinen und großen, benutzten und unbenutzten, lyrischen, epischen und dramatischen verherrlicht worden. Und alle läßt der belebte Verfasser in gründlicher Musterung aufmarschieren.

Die Gesellschaft der Mörike-Freunde hat sich nunmehr Wilhelm Waiblinger, dem Jugendaugen ihres Patrons, zugewandt und als Vereinsgabe für das Jahr 1930 des Dichters Briefe aus Italien an seine Eltern durch Dr. Erwin Breitmeyer herausgegeben lassen. Man kann sich mit der gut geschriebenen Einführung und den Anmerkungen am Schluß, zu denen H. W. Rath wertvolle Waiblinger-Ahnentafeln beigeuert hat, wohl einverstanden erklären. Aus diesen Briefen lernen wir das wechselvolle Leben kennen, das der, freilich nicht schuldlos, vom Unglück verfolgte und doch im Lande seiner Sehnsucht nie ganz unglückliche jenseits der Alpen geführt hat. Daneben liest man gerne seine von Empfänglichkeit für alles Schöne und großer Genussfähigkeit zeugenden italienischen Schilderungen.

Die Kunst des Kindes, die letzten Endes nichts anderes als eine Aeußerung des Spieltriebs ist, gehört zu den Entdeckungen unseres Zeitalters. Wolfgang Iseleiderer faßt in seinem bedenklichen Buche „Die Geburt des Kindes“ (bei Julius Hoffmann, Stuttgart) das Problem von seinen der Großart an. Es handelt sich zunächst um Art, Grenzen, Entwicklung der künstlerischen Begabung von Jugendlichen; das Endziel ist indessen höher gesteckt: an der Zeichnung des Kindes soll die Entfaltung seiner Seelenkräfte dargetan werden. Iseleiderer führt dies sehr hübsch durch, indem er nicht nur auf das Kinderzeichnen und den Zeichenunterricht gründlich eingeht, sondern sich auch über mancherlei ästhetische Fragen verbreitet. An der Hand von 70 zum guten Teil farbigen Bildern entwickelt und verfolgt der Verfasser seine Gedankengänge. Er hat die Zeichnungen aus einer Masse von rund zehntausend sorgfältig ausgewählt, „nicht als Spitzenleistungen hochbegabter Kinder, sondern als gezeichnete Typenleistungen von durchschnittlich begabten“. Es sind wirklich ganz reizende Säckelchen darunter. Die Bilder sind aber auch prachtvoll reproduziert, und der Verlag hat überhaupt seine reichen künstlerischen Mittel und Erfahrungen auf eine würdige Ausgestaltung des Werkes verwendet.

Adolf v. Grolman / Die „italienische Schönheit“

Nicht um das politische, kaum um das zeitgenössische Italien handelt es sich in dem, was hier erörtert werden soll, sondern um den Wandel in den Arten von Auffassungen, mit denen nordische Reisende nach dem Süden gehen; also um eine — anscheinend — rein kulturelle, vielleicht kulturpolitische Frage.

Der durchschnittliche Mitteleuropäer heutiger Tage denkt gar nicht mehr daran, mit irgend einer künstlerisch-psychologischen, womöglich beinahe zu Forderung neigender Einstellung Italien zu bereisen; hier wie dort sind dafür fast alle nötigen Voraussetzungen geschwunden; es fehlt vor allem die Ruhe und die Gelassenheit, mit welcher allein man sich einsehen und eindenken kann in Sein und Gewordensein Dritter (insofern man überhaupt dazu Veranlassung und Beruf fühlt).

Der Deutsche insbesondere unterliegt nur allzu oft der Versuchung, sein inzwischen etwas zugeschnürtes Schulbuch-Wissensbündel ein wenig zu öffnen; unausweichlich denkt er an Goethes italienische Reise, und meist wird er so oder so jetzt noch durch dieses Buch bestimmt. Man muß sich fragen, worin diese nachhaltige Wirkung begründet sein könnte? Ganz bestimmt nicht in den menschlichen oder artistischen Bedingungen und Voraussetzungen des Menschen von 1786; dafür wahrscheinlich aber darin, daß Goethes italienische Reise es jedem Leser unsäglich bequem macht und gleichzeitig für alle Fälle von vornherein gegen Kritik und das anstrengende Selberdenken schützt. Fesselnder, als Goethes Haltung, ist die Windelmanns, dessen Enthusiasmus für den Süden und den Kanon antiker Schönheit heute noch hinreißt. Viele sind nach ihm nach Italien gezogen, unbesücht und verärgert Herder, vornehm und voller Haltung Humboldt, die Raza-

rener Durchhardt und Niebche, vor ihnen der Leidträger Platen, und dann das ganze 19. Jahrhundert und abseits von ihm einer der wenigen, die wirklich produktiv darin waren: Bachofen. Sie alle zogen in den Süden, man kam mit den verschiedensten Hoffnungen und Wünschen. Die Sehnsucht des nordischen Menschen nach dem Süden und nach der „Schönheit“ . . . Aber was ist „schön“? Die Frage, die sie alle quält und um die in so vielen Sprachen gerungen wurde und gerungen werden wird, und für die allein Mörike einmal die befriedigende Antwort gegeben hat:

was aber schön ist, selig ist es in ihm selbst!

Und doch versteht man jenen fürchterlich gereizten Ausspruch, den Thomas Mann seinen Tonio Kröger einmal tun läßt: „Gott, gehen Sie mir doch mit Italien! Italien ist mir bis zur Verachtung gleichgültig. Kunst, nicht wahr? Sammetblauer Himmel, heißer Wein und süße Sinnlichkeit . . . kurzum, ich mag das nicht. Ich verzichte. Ich mag auch all diese fürchterlich lebhaften Menschen dort unten mit dem schwarzen Tierblick nicht leiden. Die ganze Bellezza macht mich nervös!“ Das ist sehr persönlich, und um hier klar zu sehen, tut man gut, nochmals ins 18. Jahrhundert zurückzugehen, aber um alles nicht zu Goethe, sondern nach Frankreich; es gibt ein Werk, das tiefe psychologische Aufschlüsse über des Nordländers Italienerlebnis (insofern es völlig goethefrei ist) schafft: „des Präsidenten de Broffes vertrauliche Briefe aus Italien an seine Freunde in Dijon 1739—1740“ (deutsch im Verlag G. Müller, München 1918 und 1922). Das ist ein sehr köstliches und kurzweiliges Buch, und — wie meist bei den früheren Franzosen — voller Klugheit, je einfacher es sich nach außen

zeigt. Der Präsident de Broffes gehörte zur Stadlaristokratie von Dijon, Jurist, feinnervig, gern belehrend, Pflaenderer, etwas frivol und so viel grandseigneurales, als sich nur schaffen ließ, aber grundgescheit dabei. Er unternimmt die damals übliche Kavaliere- und Bildungsreise nach dem Süden: ein Franzose, will sagen, voller Eigenwillen, voller Vorurteile, Genießer um jeden Preis, dazu auch empfindsamer Lokalpatriot. Er zieht das Rhodetal hinab und schreibt an seine Freunde lange Briefe, jeden Brief genau nach der persönlichen Besonderheit des Empfängers stilisierend, was sich besonders reizvoll liest, wenn er über die gleichen Dinge und Anlässe mehrmals und an Verschiedene schreibt. Kaum hat er französisches Territorium verlassen, so beginnt auch schon die produktive Kritik, natürlich ganz und gar mit der Unbefangenheit und Durchsichtigkeit einer Epoche, welche weder die nationalökonomischen Theorien, noch die ästhetischen oder vollends die idealistischen Theorien des anspruchsvollen 18. Jahrhunderts kannte: er sieht nun den Verfall im einzelnen bei allem Italienischen, ganz von ferne klingt — lange vor den Engländern — etwas wie Ruinenfimentalität an, und dann schreibt er einen gesellschaftlichen Bericht voller fröhlich-frivoler Anspielungen auf das Hier und auf das (bessere) Zuhause in Dijon, ein wahrer Bourguignon; als solcher und in seiner hohen Juristenstellung sieht er viele führende und einflussreiche Menschen, verfaßt ganze Kataloge von Bildern, immer aufgeschloffen und immer dem Leben und seinen materiellen Freunden nah und aufrichtig zugetan. 3. B. beim Grabmal des heiligen Augustin in Pavia: „Der Leib des Heiligen liegt unter dem Altar in einer Kapelle. Ein Mönch hatte den Schlüssel zu dem Schrein, in dem sich der Leib befindet, versicherte uns mit Nachdruck, daß er wirklich drin sei, schloß aber nicht auf. Zur Entschädigung kredenzte er jedem von uns ein großes Glas frisches Wasser aus dem nahen Ziehbrunnen, und zwar ganz im Gottes willen.“ An Malerei und Architektur sieht de Broffes natürlich nichts vor dem Ende des seicento, dann aber um so intensiver; so begeistert er sich für Bernini und seinen Baldachin über dem Hauptaltar der Peterskirche. (Etwas, das Jakob Burckhardt zu uns protestantisch anmahnenden Ablehnungssätzen veranlaßte.) Um ein Bild von de Broffes Unbefangenheit zu haben, erwäge man, was er über das Pantheon sagt: „Der Tempel ist plump . . . er ist für seine Breite nicht hoch genug. Duer- und Höhendurchmesser sind fast die gleichen. Die Stümpel ist fast nur eine Art hohler Halbkuugel, und man fürchtet unwillkürlich, daß einem die fabelhaft große Haube auf den Kopf fällt . . .“ Was an den Briefen de Broffes immer wieder entzückt, ist die selbsterständliche persönliche, freimütige und eigenwillige Selbstverständlichkeit, jenes kluge und unbeeinträchtigte, auch deutlich sich äußernde Eigengefühl, das — um den Vergleich mit Goethes „italienischer Reise“ nicht zu unterlassen, Goethe so völlig abgeht: denn er wird steif und würdig, wo der andere natürlich ist, er wird auch lehrhaft, wo der andere bloß notiert. Dafür aber hat er vor de Broffes voraus jenes absolut Deutsche: daß die Idee vor der Erfahrung stehe, und daß der Gedanke das Leben meistere, nicht aber die Selbständigkeit der Person.

Während de Broffes die „italienische Schönheit“ ohne Sentiments, aber mit Kennerchaft genießt, insofern er sie findet und annehmen kann, ist jünger in neuer Anlage ein Buch erschienen, das völlig unsinnlich, ja durchaus abstrakt zu sein scheint, ein deutsches Buch, mit dem Titel „Die italienische Schönheit“ von Moeller von den Bruck (Verlag Gotta, Stuttgart, 1930). Ein Ideenwerk voller Kennerchaft und voller ideeller Leidenschaft; niemals kann man besser die Wandlungen der Zeitläufte und der Menschen darin gegeneinander abwägen, als im Vergleich von Bemühungen, die Liebe zum Ausdruck bringen sollen. De Broffes liebt Italien als Gegenpart für sein Dijon und die ganze cote d'or, die solchen

Vergleich übrigens aushalten kann. Moeller von den Bruck aber ringt um Ideen. Geschichtlich geschult, mit erstaunlichem Spürsinn für Denkmäler, Bauten, Bilder, Dichtungen und Landschaften, will er eben nicht ein Führer für seine Zeitgenossen werden, sondern er grübelt; auch Franzosen grübeln, de Broffes allerdings ganz und gar nicht; die Romantiker dort unterließen es nicht, schwer rang Henri Beyle, bis sich die Politik der napoleonischen Ära und das Ethos der Renaissance in der „Martaufe von Parma“ produktiv zueinander gefunden hatten, grüblerisch ist Sabatiers Franziskus. Wenn aber der Deutsche mit dem Grübeln anhebt, pflegt es anders auszugehen, von den Bruck geht von Rassentheoremen aus. Die Germanen sind es nach ihm, welche Italien gemacht haben, und damit verfährt er sich — in der Folge geradezu zwangsläufig — in die Politik der Gegenwart. Es ist hier nicht der Platz, diese Theorien, welche ja auch denen des Rembrandtdeutschen sehr nahe stehen, zu untersuchen, sondern es kommt auf ein Symptom an, dasjenige nämlich, wie sich die Menschen um „Schönheit“ mühen, von den Bruck reißt stolze Kapitel aneinander, „der Sieg von Pisa“ z. B., „das Licht aus Aflisi“, „der Kult von Siena“, „die Ballade von Verona“ u. a. m. Was er meisterhaft versteht, das sind knappe Umrisse: „die Wirklichkeit war Donatello Leidenschaft. Gerade von dem Greis Donatello erfahren wir seine Wüderungen der Gebilde, die aus seiner fürchtbaren Hand hervorgingen“ . . . oder „Mantegna ist nur Qualität. Es gibt keine guten und schlechten Mantegnas. Diese Tüchtigkeit bis zur Sorgfalt und diese Sorgfalt bis zur Feinheit unterscheidet ihn von Signorelli, mit dem er sonst so manche Züge eines steinernen Charakters gemeinsam hatte“. So ist denn auch erst durch Siena jenes Mehr an Liebe in die Malerei gekommen, das man sonst immer Aflisi zuschreibt, „Botticelli wirkt immer kühl. Doch verband sich seiner Farbe auf seinen frühen und schönsten Bildern eine eigentümliche koloristische Morbidität, die freilich stets in dem Kontur blieb“. Dergleichen feinerische Arbeiten finden sich auf jeder Seite. Aber: wer theoretisch grübelt, spinnt sich in Fäden ein, die ihn zuletzt fangen und einsperren. Kommt es zum Barock, kommt es zu den Herrlichsten, zu Bernini, Borromini und Signola, dann schweigt von den Bruck. So richtig an entscheidender Stelle der einzige Hans von Marées genannt wird, so still ist es um Claude Vorrain, dem eigentlichen Römer, und Adam Elsheimer ist nicht einmal mit Namen in dem ganzen Werke genannt!

Es ist nicht gut, Kunst und Politik zu verbinden, am wenigsten in italienischen Dingen. Zur Politik aber gehört auch die Rassenfrage, gehören die unentwirrbaren Anäuel völkischer und stammesgeschichtlicher Verbindungen. Sphinxhaft lächelt das unlösbare Rätsel: Strußer und Altitaler. Der Italiener von heute hat mit beiden nichts zu tun. Hat er es mit den Germanen? Dem Buch ist eine Einleitung vorangestellt, die sich, hochpolitisch gibt, die aber den Reiz des von den Bruckischen Grübelns doch wohl etwas beeinträchtigt. Denn von den Bruck schrieb sein Buch aus Liebe; wo aber Politik ist, kann Liebe nicht sein.

Macht man sich das unschätzbare Vergnügen, Briefe aus dem französischen dixhuitième über Italien mit heiß-liebenden Ergüssen von heute zu vergleichen, so erfährt man eine tiefe gedankliche Beruhigung: je stärker die Gegensätze, je verschiedener die Urteile und Mutmaßungen, je widerspruchsvoller die Voraussetzungen der Verfasser: das Problem der italienischen Schönheit steht unvermindert, vielleicht ist es etwas geschichtlicher geworden? vielleicht auch nicht, denn wenn nicht alle Anzeichen trügen, formt sich seit mehreren Jahren in Italien ein Volks- und Ausdrucks-wille voller Logik und geschichtlicher Folgerichtigkeit, der ganz und gar überpolitisch ist und von dem zu erwarten steht, daß neue Ausdrucksformen einer unerschütterbar vorhandenen Schönheit aus helle Licht kommen werden.

Toni Rothmund / Der Tote und die Lebenden / Novelle

III.

„Es kam alles von dem Segelboot, Gorm. Abel hatte einen unbehäblichen Gang zum Meere in sich. Sie ist ja ein Seemannskind, das verlernt hat nicht. Unzählige Male ist sie mit den Schiffen hinausgefahren, sehr oft in Gefahr gewesen — aber immer glücklich wieder heimgekehrt. Zu ihrem fünfzehnten Geburtstag hat ihr Jan dann das Unglücksboot geschenkt. Boje Hansen, der Bruder von der Hallig, hat sie segeln gelehrt, mit ihm ist sie oft tagelang auf dem Meer gewesen. Manchmal ist auch Jan als Dritter mit hinausgefahren, und beide kamen dann immer froh und gebräunt zurück. Alles ging gut, bis zu dem Tag, wo Abel den verrückten Plan fasste, auszuwandern. Der Konflikt auf Java hatte eine Frau, die heimwehkrank war, und nun suchte er eine Gesellschafterin für sie. Natürlich widerstrebte ich mich diesem Plan. Ich wollte mir nicht deshalb ein Kind aufgezogen haben, um es nach Holländisch-Indien zu schicken. Und auch Jan wollte seine Erlaubnis nicht geben, und Abel hat ihm lange und bitter darum gegrollt. Schließlich schien es ja, als ob sie sich beruhigt hätte, und an jenem bösen Tag sind sie zum erstenmal seit langer Zeit wieder gemeinsam hinausgefahren. Und zwar ohne Boje Hansen. Es war ein sonderbares Wetter. Als sie abfahren, ging ein ganz leiser Wind und trieb sie gemächlich seewärts. Dann aber stieg am Horizont eine bleigraue Wand auf,

und eine plötzliche Flaute setzte ein. Da lagen sie südlich von der Hallig, auf der Boje Hansen wohnte. Ich stand oben am Fernrohr und dachte immer, hoffentlich kommen sie noch vor dem Gewitter heim. Aber das Boot lag ganz still an einem Fleck, und die Segel hingen schlaff herunter. Und als dann endlich das Unwetter losbrach, konnte ich überhaupt nichts mehr sehen. Hinter der Insel muß das Boot umgeschlagen sein. Boje hat Abel gerettet, aber Jan konnte er nicht mehr helfen. Die nächste Flut hat ihn bei der Hallig auf die Watten gespült. Abel lag die ganze Nacht bewußtlos bei Wiebke Hansen in der Hütte. Boje brachte sie erst am andern Tag herüber. Und das hat nachher ja auch gegen sie gesprochen, daß sie nicht sogleich heimkam.“

Sie schwieg und sah starr vor sich hin.
„Aber wie konnte es geschehen, daß man Abel des Totenschlags beschuldigte?“ fragte Gorm erschüttert.

„Das war wegen der Wunde, Gorm. Sie sagten nämlich, Jan sei nicht ertrunken, sondern erschlagen worden. Du mußt aber wissen, daß das alles aus Haß und Neid gegen Abel entstanden ist. Sie hatte nicht viele Freunde. Sie haben ihr hier nie verziehen, daß wir sie angenommen haben. Sie haben einen Vorwurf gegen sich selbst und ihre lieblose Behandlung darin. Sie hatten ja das Kind schon so fürchtbar umhergestoßen, als wir

damals der Sache ein Ende machten und es zu uns nahmen. Das nun hat Abel ihnen redlich mit Hochmut und Verachtung vergolten, denn Abel kann haßen und verzeiht nie eine Kränkung. Nun hieß es natürlich, daß man eben doch recht gehabt hätte, und daß das Mädchen übel veranlagt sei und nichts lauge. Weil Jan ihr den Willen nicht tun und sie nicht nach Java gehen lassen wollte, habe sie ihn gegrollt. Auf dem Boote sei es erneut zum Streit gekommen, und im Zorn habe Abel ihn erschlagen. Aber das Gericht entschied, daß für Abels Schuld alle Beweise fehlten, da man die Todesursache bei Jan nicht mehr feststellen könne, und daß Jan ebensogut mit der Stirn am Boot angefahren sein könne.“

Antje schwieg. Es war dunkel im Zimmer geworden, ein ferner Donner kündete das Heraufziehen des von ihr vorgeschickten Gewitters an. Die dumpfe Luft, die Nähe der gramverstörten Frau trieben Gorm den Schweiß aus der Pore. Unwillkürlich starrte er zu dem Flischvorhang hinauf, hinter dem die wissenden Augen glommen. Halb zu sich selbst sagte er: „Es fehlen ja auch alle Beweggründe für eine solche Tat.“

Kaum hörbar erwiderte die Frau: „Ja -- das sage ich mir ja auch immer. Aber damals, als Boje sie mit ins Haus brachte, da fiel sie mir um den Hals und schloß mich: „Ach, hättest du mich doch nach Java gehen lassen, hättest du mich doch nach Java gehen lassen!“ Und daran muß ich nun immer denken, Gorm. Es ist mir irrsinnig zu werden.“

Gorm stand auf. „Dies ist schon Wahnsinn, Antje. Wenn du wirklich einen Verdacht, nur den Schatten eines Verdachtes hast, wie kannst du das Mädchen dann im Hause behalten?“

„Weil es ihre einzige Rechtfertigung, ihr einziger Schutz ist, daß ich an sie glaube. Wenn ich sie weggehen ließe, dann wäre ihr Urteil gesprochen. Aber ich tue es nicht, denn ich glaube an sie, ich will glauben. Täte ich es nicht, dann brähe mein ganzes Leben zusammen, und ich kände nur auf einem einzigen, furchtbaren Trümmerhaufen.“

Gorm würgte es in der Kehle. „Warum sind denn hier alle Lustlöcher zu, um Gottes willen? Man ersicht ja!“

Er wollte die Fenster aufreißen, aber sie wehrte ihm. Das Gewitter hebe gerade über dem Hause.

Da murmelte er eine kurze, rasche Entschuldigung und stürzte hinaus. Die Treppen hinauf. In das Fernrohrzimmer hinein. Ein Wind sprang ihn an, als er die Tür öffnete. Er trat ans Fenster und ließ sich umbrauen.

Wasser und Himmel war eins, eine dicke, bleigraue Wand. Blitze sprangen fährig über das aufgewühlte Meer und erloschen zischend im Wasser. Matthor warf seinen Hammer, daß die Luft bebte. Die unermessliche Fläche war voll höher weißer Klämme. Weit draußen, weit von der Küste weg warfen sich die losgebroschenen Titanen ein kleines Boot zu, spielten Fangball mit ihm.

Fischer möchten es sein, die vom Unwetter überrascht worden waren, Gott sei ihnen gnädig!

Gorm verfolgte den Kampf mit Spannung. Demen draußen konnte niemand helfen. Der Kahn aber wurde von kundiger Hand gelenkt, schnitt mit dem Kiel klug die Wogen, bot nie die Breitseite ihrem Angriff.

Gorm richtete das Fernrohr auf das Boot. Eine einzige Person sah darin.

Bei einem langen blauen Blick sah er es. Der Mensch, der draußen mit dem Meer um sein Leben kämpfte -- war Abel Wiburg.

Die Magd Trina hat den Gast zum Abendessen. Im Esszimmer hing eine Lampe über dem Tisch, gab ihr Licht über das Tafelüber und die Weingläser und über die Frau, die grau und verfallen in ihrem Stuhle saß. Ihre Augen flatterten hin und her wie verstörte Vögel.

„Soll ich nicht die Fenster öffnen, Antje? Das Gewitter ist vorüber, vom Meer her kommt ein frischer Wind.“

Sie wehrte ängstlich. „Trina sagt, daß es noch blizt. Ich kann keine Blitze sehen, Gorm.“

Er lachte ein wenig. „Aber, Antje, eine Neederstochter und so ein Furchthäschchen!“

„Ja, das sagst du so, Gorm. Aber seitdem ich damals am Fernrohr stand und wußte, daß Jan und Abel dranken waren, seitdem fürchte ich mich vor Gewittern. Nimm Platz, bitte. Abel ist noch nicht da, sie wird wohl gleich kommen.“

„Sie war draußen im Sturm. Ich hatte Angst um sie. Es sah gefährlich aus. Später ist sie aber doch richtig gelandet. Sie muß Niesenkraft in ihren Armen haben.“

„Ja, das hat sie, aber Angst hättest du nicht um sie haben brauchen. Ich glaube, sie gehört zum Meerervolk, die können nicht untergehen. Sonst wäre sie wohl auch damals ertrunken.“

Er lächelte ein wenig. „Abergläubisch, Antje?“

„Ja, ein bißchen, Gorm. Das habe ich von meinem Vater. Der glaubte an den Alabartermann und an den Fliegenden Holländer und alles. Aber im Ernst, ich bin fest davon überzeugt, daß Abel manches Mal den Tod sucht.“

Es überströmte ihn. „Jedenfalls hat sie sich heute tüchtig um ihr Leben gewehrt. Es scheint mir, du siehst Gespenster, Antje. Und für wen ist denn das vierte Gedeck? Erwartest du außer Abel noch jemand?“

Sie wurde etwas verlegen. „Ach nein, das ist Jans Gedeck. Es war mir so einsam ohne seinen Stuhl und seinen Keller. Stört es dich sehr, dann laß ich es wegnehmen.“

Er wollte sie schon darum bitten, aber als er in ihre unruhig flackernden Augen sah, ließ er es und antwortete: „Nein, laß nur. Meinemwegen kann Jan gern mit zu Tische sitzen.“

Es war eine Spannung in ihm, ein Warten auf eine Freude, für die er keinen Grund wußte. Erst als Abel die Tür öffnete, merkte er es am freudigen Schlag seines Herzens: auf sie hatte er gewartet.

Abel kam vom Meer. Es war Salzluft um sie und Frische. Auf ihrem messinghellen Haar lagen noch Wassertropfen, in ihren Augen stand noch die Freude am bestandenen Sieg. Sie beugte sich über Antje, und eine schmerzliche Innigkeit lag dabei auf ihrem Gesicht. Ueber die Frau aber fiel es wie ein hauchdünner Schleier. Ihre Gesprächigkeit stockte, etwas wie Gramen war in dem Blick, mit dem sie die Tochter anschaute.

„Glücklich an Land?“ fragte sie mit einem bellommenen Lächeln.

Gorm sagte rasch: „Ich habe dich bewundert, Abel. Ich sah deinen Kampf. Herrgott, du sahst aus wie eine Wikingerdöchter!“

Sie nickte ernsthaft. „Ja, diesmal war's hart. Aber untergekriegt hat er mich doch nicht, der blanke Hans.“

Antjes Augen gingen von einem zum andern. „Wißt du dem Ohn nicht die Hand reichen, Abel?“

„Aber, Mutter, ich bin doch kein kleines Kind mehr, dem man solche Dinge sagen muß! Ich war schon eine ganze Stunde mit ihm zusammen gewesen, als du heraufkamst!“

Sie nahm ruhig ihren Platz neben dem Stuhl des Toten ein. Nein, sie gab Gorm nicht die Hand, obwohl er sich danach sehnte. Diese stählerne Hand zu drücken. Sie vermied auch seinen Blick, so gut es sich tun ließ, ohne unhöflich zu erscheinen. Sie reichte ihm Salz und Brot und sprach dabei mit Gorm nicht mehr, als nötig war. Antje aber versank ganz in Schweigen, ja, es schien Gorm, als ob an dieser gepeinigten Tafelrunde nur einer das Wort führte, das war der Tote auf dem leeren Stuhl.

Um den düstern Bann zu brechen, fing Gorm an von seinen Reisen zu berichten. Er erzählte von seinen Abenteuern in fernen Ländern. Von den stillen Nächten der Wüste, wenn die Zeltloden am Feuer tanzen und Wache halten, während fern die wilden Tiere summen. Von den Fahrten in unerforschten Gebieten, begleitet von dunkeln Menschen, die schön wären wie ihre wilden Veder und Tänze und wie ihr heißes und herrliches Land. Er sprach von dem Zauber der Tropen, der seinen mehr losläßt, der ihm einmal verfallen sei, und von der grenzenlosen Freiheit und Weite, die dem Menschen wieder das Gefühl des Königtums gebe, welches man im engen, überfüllten Europa nicht kenne. Nur in den Steppen Rußlands oder der ungarischen Pusta könne man noch einen Hauch davon verspüren.

„Und auf dem Meer --“ sprach Abel versonnen und schaute an Gorm vorbei ins Leere.

Sie hatte grüne, schimmernde Augen von der Klarheit des Meereswassers.

Aber es brütete in ihnen der Gram eines gefangenen Raubtieres.

Antje hob die Tafel auf. Ermüdet von der Erregung des Wiedersehens und von dem überstandenen Gewitter zog sie sich frühzeitig zurück, und Abel mußte sie in ihr Zimmer begleiten. Sie brachte sie zu Bett und spielte zur Beruhigung ihrer Nerven noch eine Partie Schaf und Wolf mit ihr, ein Brettspiel, das Antje bis zur Vorkamfzeit beherrschte.

Dem Gast war Jan Wiburgs Arbeitszimmer angewiesen worden. Es lag im Oberstock und hatte den Blick aufs Meer. Hohe Bücherregale standen an den Wänden, und quer vor dem breiten Fenster wucherte der Schreibtisch. Es lagen noch alle Dinge darauf wie zu Jans Lebzeiten. Wie drunten an den gedeckten Tisch, brachte er sich hier nur an seine Arbeit zu setzen. Im ganzen Hause war Jan. Man meinte seine herrliche Stimme, seinen energischen Schritt auf den Treppen, in den Gemächern zu hören. Man fühlte den Druck seiner Persönlichkeit auf allen Bewohnern des Hauses lassen. Sogar Gorm konnte sich nicht davon frei machen. Denn was trieb ihn, sich an Jans Schreibtisch zu setzen, was ging ihn Jans Nachlaß an? Aber Jans Wille war über ihm, er mußte ihm gehorchen. Und ohne zu zögern begann er die Papiere zu sichten.

Schon beim ersten flüchtigen Ueberblick sah er ein, daß seine Zeit nicht ausreichen würde, diese ungeheure Arbeit zu leisten. Jan war ein Hamster gewesen, ein fanatischer Sammler, der Sichtung und Auswertung seines Materials immer auf eine ruhigere Zeit, die nie kam, verschoben hatte. Hier wartete eine Lebensaufgabe auf eine Kraft, die gewillt war, sich ihr ganz hinzugeben. Dies wäre eine Arbeit für Antje, in ihr könnte sie einen Inhalt für ihre Tage finden. Oder für Abel. Aber Abel wollte nicht. Und Antje, die schöne Antje Ederbloom, war nur noch ein gebrochener Mensch, nur noch der Schatten jener Frau, der einst Gorms heiße Knabenliebe gegolten hatte!

Die Stunden verrannen. Vor dem einsamen Mann tat sich die große Lebensarbeit des Bruders auf, heischend, fordernd, und durch das offene Fenster vernahm man das Lied des Meeres.

Es war sehr spät, als er, aufstehend, den leichten Schritt eines Mädchens auf der Treppe vernahm. Er schaute auf die Uhr, und es durchzuckte ihn ein Gedanke. -- Sollte Abel bis jetzt mit ihrer Mutter Schaf und Wolf gespielt haben?

Er sah und lauschte -- man vernahm nichts mehr. Es war vielleicht die Magd gewesen, die nach Hause kam. (Fortf. folgt.)